

SCHRIFTEN
DER HESSISCHEN HOCHSCHULEN

UNIVERSITÄT GIESSEN

Jahrgang 1929 Heft 2

Die Stellung der Philologie
in der Universität

Akademische Rede
zur Jahresfeier der Hessischen Ludwigs-Universität
am 1. Juli 1929

gehalten von dem derzeitigen Rektor

Dr. phil. Rudolf Herzog

Professor der Klassischen Philologie



1929

VERLAG VON ALFRED TÖPELMANN IN GIESSEN

Hochansehnliche Festversammlung!

Nachdem ich Ihnen über das verflossene Lebensjahr der Ludwigsuniversität Rechenschaft abgelegt und den Sorgen und Wünschen für ihre Zukunft Ausdruck gegeben habe, liegt mir noch das *nobile officium* des Rektors ob, über mein eigenes Wissenschaftsgebiet Bekenntnis abzulegen in Rückblick, Umschau und Ausblick.

Der Ehrenname *Professor* kennzeichnet den, der *artem profitetur*, sich zu einer Wissenschaft bekennt. Um das öffentlich tun zu können, muß er sie mit Einsatz seiner ganzen Person erleben und aus innerem Drang lehren. Er darf aber nicht ihr blinder und hochmütiger Lobredner sein, sondern muß in selbstkritischer Abschätzung ihrer Leistungen von Zeit zu Zeit prüfen, ob sie auf dem richtigen Weg ist, und wie sie sich in das ganze Gebäude der Wissenschaft einfügt.

In diesem Sinne möchte ich zu Ihnen reden über

Die Stellung der Philologie in der Universität.

Zur Rechtfertigung dafür, daß ich den altehrwürdigen Namen der Philologie ohne Zusatz für das Fach beibehalte, das man jetzt zum Unterschied von jüngeren philologischen Fächern zu eng als klassische oder zu weit als alte Philologie zu bezeichnen pflegt, will ich mit einem kurzen Rückblick auf die Geschichte des Namens und des Faches beginnen.

Der griechische Name *Philologia* bedeutete im Altertum die Gelehrsamkeit im allgemeinen ohne Beschränkung auf eine bestimmte Wissenschaft. An der Schwelle zum Mittelalter ist der *Philologia* in diesem weiteren Sinn sogar die Ehre zuteil geworden, als Göttin in den Himmel versetzt zu werden. Um das Jahr 420 n. Chr. hat der Afrikaner Martianus Capella aus Madaura eine Enzyklopädie geschrieben mit dem Titel

„Die Hochzeit der Philologia und des Merkur“, nach dem Vorbild des berühmten Märchens von Amor und Psyche seines Landsmanns Apuleius, aber in sehr geschmackloser Form¹⁾. Er läßt die Götter eine Braut für Merkur suchen und in der Philologia finden. Als Brautjungfern treten bei der Hochzeit auf und tragen ihre Wissenschaft vor die *Septem Artes Liberales*, *Grammatica*, *Dialectica*, *Rhetorica*, *Geometria*, *Arithmetica*, *Astronomia*, *Musica*. Das sind die 9 Disziplinen der Enzyklopädie des alten Varro unter Wegfall der zwei letzten, *Architectura* und *Medicina*.

Das Handbuch des Martianus Capella hat einen großen Einfluß auf das Mittelalter ausgeübt, dessen Bildung eben auf diesen *Septem artes* aufgebaut ist, getrennt in *trivium* und *quadrivium*, Elementar- und höheren Unterricht, vereinigt in den mittelalterlichen Universitäten in der *Facultas artium*, die erst spät als philosophische Fakultät den anderen gleichgestellt wurde²⁾. Ihr Lehrinhalt entsprach dem unserer höheren Schulen, was auch im Lebensalter ihrer Studenten (14—18 Jahre) zum Ausdruck kam. Durch die Artistenfakultät mußten alle Studenten durchgehen, um nach vier Jahren in die drei höheren Fakultäten, die theologische, juristische und medizinische, eingeschrieben zu werden. Die vorbereitende Aufgabe der Artistenfakultät blieb auch nach den Universitätsreformen der Humanistenzeit, ja bis ins XVIII., und in den letzten Resten bis ins XIX. Jahrhundert und bis heute.

Das Substrat des Universitätsunterrichts blieben nicht nur in der Artistischen, sondern auch in den höheren Fakultäten die antiken Schriftsteller oder aus ihnen zusammengezogene Lehrbücher in lateinischer Sprache. Die Professoren lasen sie vor und erklärten sie, was noch heute in den Ausdrücken „lesen“ und „Vorlesung“ in Erscheinung tritt. Auch die Theologen legten griechische und lateinische christliche und philosophische Literatur zugrunde, die Juristen das *Corpus iuris* und die antiken Rechtsschriftsteller, die Mediziner Hippokrates, Galen und die spätantiken Handbücher, die Naturwissenschaftler Plinius, die Botaniker Theophrast und Dioskorides, die Zoologen Aristoteles, die Mathematiker Euklid, Ptolemaeus u. a. Das illustriert z. B. der bekannte Vers über die Aussichten des ärztlichen und juristischen Studiums „*dat Galenus opes, dat*

Justinianus honores“. Die Aufgabe der Universitäten war ja nicht freie Forschung, sondern gebundene Überlieferung des vom Altertum überkommenen Wissens. Und so war der ganze Universitätsunterricht in allen Fakultäten dem Inhalt nach eigentlich Philologie im modernem Sinn als Erklärung antiker Schriftsteller. Daher stiegen nicht nur die Studenten durch die Artistenfakultät zu den anderen auf, sondern auch in der Besetzung der Lehrstühle galt die größte Freizügigkeit. In den Geschichten der Universitäten Wien und Tübingen z. B. finden wir seit dem XV. Jahrhundert sehr häufig die Vereinigung oder den Übergang von der Philologie zur Theologie, Jurisprudenz, Mathematik, den Naturwissenschaften und namentlich der Medizin, und ebenso war es an allen anderen Universitäten³⁾. In Basel wurde nach einem Gesetz von 1718 um die erledigten Professuren nach einem Dreivorschlag gelost, und so grotesk die Folgen uns erscheinen, so war in Wirklichkeit der Mißstand gar nicht so groß. Der Mathematiker Johann Bernoulli II. aus der weltberühmten Mathematikerfamilie bewarb sich 1731 vergeblich um die juristische Professur des Codex, 1734 um die der Ethik; er bekam 1743 auf seine Bewerbung durchs Los die philologische der Rhetorik; als 1748 sein Vater Johann Bernoulli I. starb, wurde in der Stille ein Tausch vereinbart: der Mediziner Ramspeck bewarb sich um die erledigte mathematische Professur, überließ sie Bernoulli II. und übernahm dessen philologische. Aber Bernoulli hatte schon als Professor der Rhetorik mathematische Privatissima gehalten. Der Historiker und Germanist Spreng bewarb sich 1745 um die Professur des Griechischen und fiel im Los durch, erst 1762 erhielt er sie und erörterte in seiner Antrittsrede, ob man nicht das Griechische abschaffen solle⁴⁾. In Gießen wurde z. B. Professor Steuber, ein Ahne von Goethe, 1614 ord. Professor des Griechischen und der Physik, 1620 der Theologie und des Hebräischen.

Auch der Unterricht in der Artistenfakultät nahm beständig auf die anderen Fakultäten Rücksicht. Der Tübinger Professor Jakob Schegk, der 1561 zu seiner medizinischen Professur noch die der Logik bekam, hielt 1565—67 ein Kolleg über Aristoteles' Analytika, das wir noch in der Nachschrift seines Kollegen, des Gräcisten Martin Crusius besitzen.

Darin apostrophierte er seine Kollegen, zwei Philologen und einen Physiker, mit Namen, sie könnten, wenn es nur auf das Allgemeine ankäme, bald ein Jurist oder Mediziner werden⁵⁾. Aus diesem Vorwiegen der schulmäßigen Schriftstellererklärung versteht es sich auch, daß so manche neue Universitäten sich aus *Gymnasia academica* entwickelten, wie Gießen 1607.

Der eigentlichen Philologie im engeren modernen Sinn dienten die artistischen Professuren *linguae Graecae* oder *literarum Graecarum* und auf lateinischem Gebiet *poëseos* und *eloquentiae* oder *rhetoricae*. Diese Titel zeigen deutlich das Bildungsideal der Humanisten. Als Reaktion gegen die mittelalterliche Scholastik, die das Griechische zugrunde gehen ließ und das Lateinische barbarisierte, wollten sie die Kultur des Altertums wieder lebendig machen, die alten Dichter und Redner nachahmen und mit ihnen in Wettbewerb treten. Sie brachten es darin namentlich im Lateinischen zu großer formaler Virtuosität⁶⁾. Aber auf die Begeisterung und den Elan der ersten Zeit folgte bald geistlose Routine, und das Griechische verkümmerte, so daß es im XVII. und XVIII. Jahrhundert fast zur Magd der Theologie herabsank und zusammen mit der Theologie versehen wurde, nicht zum Schaden der theologischen Exegese. Zugleich emanzipierten sich die anderen Wissenschaften allmählich von der Philologie, die Philosophie seit Descartes und besonders seit Christian Wolf, die Theologie aus Angst vor dem Heidentum, die Jurisprudenz durch die Lehre vom Naturrecht, die Mathematik, Naturwissenschaften und Medizin durch selbständige Beobachtung, Experimente, Anatomie, botanische Gärten usw. Zuerst wurde die Vorlesungssprache deutsch, dann die Sprache der Dissertationen, schließlich auch die der Doktordiplome⁷⁾.

Dieser Zersetzungsprozeß der einheitlichen antiken Grundlage der Universität kam zur vollen Auswirkung in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. Nun konnte sich die Philologie als eigene Wissenschaft entdecken. Das Wort hatte schon seit der Humanistenzeit allmählich die engere Bedeutung erhalten, schon vor der Mitte des XVIII. Jahrhunderts lassen sich auch einzelne Studenten, z. B. in Göttingen, als *philologiae studiosi* immatrikulieren, ursprünglich wohl nur im Sinn der „allgemeinen Bildung“ wie andere als *stud. human.*

litt. oder stud. art. lib. In dem programmatischen Sinn einer eigenen Wissenschaft setzte das in Göttingen 1777 der 16 jährige Friedrich August Wolf durch gegen die Vorstellungen seines Lehrers Heyne und des Prorektors, der ihm erklärte, wenn er Schulmeister werden wolle, solle er sich als *stud. theol.* einschreiben⁸⁾. Er wurde auch 1783 als der erste Professor der Philologie nach Halle berufen und gilt mit Recht als Begründer der Philologie als moderner Wissenschaft nach Gesner und Heyne als Vorläufern⁹⁾. Er hat ihre Grenzen abgesteckt gegen die anderen Wissenschaften, denen sie bisher dienen mußte, aber ihr zugleich den für ihre eigene Entwicklung nötigen Umfang und Inhalt gegeben als Altertumswissenschaft, die das ganze antike Leben erfassen sollte. Durch diesen frischen Zug des von Winckelmann geschaffenen, von Herder, Goethe und Schiller geadelten, von Wilhelm von Humboldt zur Grundlage der Bildung gemachten Neuhumanismus wurde die nun praktisch auf die Ausbildung der Lehrer der humanistischen Bildung eingestellte Philologie davor bewahrt, die geistlos gewordene Nachahmung der klassischen Muster fortzuführen. Zugleich trat die in den letzten Jahrhunderten zurückgetretene griechische Kultur als das form- und geistgebende Element der antiken Bildung in den Vordergrund.

Durch den heroischen Schwung des Neuhumanismus ist die so verjüngte und neugeborene Philologie am Anfang des XIX. Jahrhunderts wieder zu einer die Geisteswissenschaften beherrschenden Stellung an den deutschen Universitäten gekommen. Durch ihre kritische Methode stellte sie die Geistesforschung auf eine feste Basis und gab den jungen Philologien der modernen Sprachen nach der Begeisterung der Romantik die strenge Zucht der historischen Entwicklung. Am klarsten tritt dieses Verhältnis zutage in der Verbindung von alter und deutscher Philologie bei Lachmann und Haupt. Aber schon die zweite Generation ließ die von Wolf geschaffene Altertumswissenschaft durch den Streit zwischen August Boeckh und Gottfried Hermann und ihren Schulen wieder zerfallen in Sachphilologie und Sprachphilologie, die sich erst allmählich wieder annäherten. Die Hermannsche Schule, die in der haarscharf ausgebildeten Methode der Textkritik ihr Ideal sah, und darüber die sachliche Erklärung der Schrift-

steller vernachlässigte, überspannte den Bogen so, daß gegen das Ende des Jahrhunderts eine Krise in der Geltung der Philologie eintrat. Sie war scharfen Angriffen von außen ausgesetzt, denen sich im Jahr 1890 eine Kritik von innen an die Seite stellte in der Rektoratsrede des Gießener Philologen Philippi¹⁰⁾. Er zog aus seinem herben Urteil die Konsequenz, indem er zur Kunstgeschichte überging. Wenn seine Kritik auch zu negativ eingestellt und in vielem übertrieben war, so legte er doch den Finger auf manche Wunden. Den empfindlichsten Punkt berührten andere Kritiker, die Herrschaft der Konjekturealkritik in Forschung und Unterricht. Die großen Philologen meisterten in selbstsicherem Machtspruch die Texte der griechischen und lateinischen Schriftsteller, die meist nur durch mittelalterliche Handschriften überliefert waren, so daß der mindestens ein Jahrtausend lange Weg vom Schriftsteller zu ihnen allen Verderbnissen durch ungebildete und lässige Abschreiber Einlaß zu gewähren schien. Sie erzielten dabei durch ihre Beherrschung der Sprache, logische Methode und geniale Intuition bewunderte Erfolge, vergaßen aber, daß dieses Handwerk zwar den Jüngern der Wissenschaft als gutes Erziehungsmittel bei der Erklärung der Schriftsteller vorgeführt Nutzen bringen konnte, aber für Gesellenstücke viel zu schwer war, und zu müßigen *lusus ingenii* verleitete, über denen die inhaltliche Durchdringung der antiken Literatur zu kurz kam¹¹⁾. Ebenso gefährlich war die Quellenforschung, wenn sie sich vermaß, aus wenigen erhaltenen Zitaten nicht nur die Fragmente, sondern den ganzen Inhalt und die geistige Haltung verlorener Schriftwerke herzustellen¹²⁾.

Aber gerade in diesen Punkten brachten dieselben Jahre die Lösung der inneren Krise und einen ungeahnten Aufschwung der Philologie. Ihre neue Kraft gewann sie aus dem Boden der antiken Erde, der schon seit einem Jahrhundert Baudenkmäler, Kunstschatze und Inschriften zur Belebung der Altertumswissenschaft gespendet hatte. Nun kamen dazu aus dem Sande Ägyptens immer neue Schätze antiker Literatur, zumeist griechischer. Im Jahr 1890 erschien Aristoteles' Staat der Athener, ein Werk, das die attische Geschichte auf neue Grundlagen stellte, 1891 die Mimen des Herondas, die eine ganz neue, stark realistische Seite der hellenistischen

Literatur ans Licht brachten, 1896 Bakchylides, der schwächere, aber liebenswürdige Rivale des Pindar, 1903 die Perser des Timotheos, ein Virtuosenstück der entarteten Lyrik, dann die großen Menanderfunde, die uns diesen Fürsten der neuen griechischen Komödie endlich im Original kennen lehrten, und schließlich der *poëta laureatus* des alexandrinischen Hofes, Kallimachos, in immer neuen Teilen seiner Werke, die auf die römische Dichtung so starken Einfluß ausgeübt haben. Das ist nur ein Ausschnitt aus den literarischen Papyrusfunden, die uns verlorene Werke wieder schenken. Dazu kommt die ungeheure Masse von Papyrusresten bekannter Werke, allein an die 300 Homertexte, zum Teil großen Umfangs. Dadurch ist die Textgeschichte der griechischen Literatur um 1—2 Jahrtausende nach rückwärts verlängert und wir wissen jetzt, wie antike Bücher seit dem IV. Jahrhundert v. Chr. ausgesehen haben. Für die Textkritik hat der Zuwachs ergeben, daß die Überlieferung der antiken Literatur sich vom Altertum zum Mittelalter nur wenig verschlechtert hat, und daß von den unzähligen Konjekturen nur wenige Prozent bestätigt worden sind. Die Papyri und Inschriften zeigen uns auch die antike Schreibweise ohne Worttrennung und ohne Lesezeichen, die Schwankungen der Orthographie und Aussprache, aus denen die häufigsten Fehler entstanden sind. Nun werden viele Anstände nicht mehr durch freie Konjektur, sondern durch Deutung der Überlieferung geheilt. Die Entwicklung der Sprache, wie wir sie aus den Papyri und Inschriften in viel reicherm Maße als bisher kennen lernen, zeigt uns, daß wir den Schriftsteller nicht nach den Regeln der Schulgrammatik durchkorrigieren dürfen, sondern daß die Überlieferung uns in vielen Fällen die echte Sprache seiner Zeit erhalten hat. So ist die Textkritik unendlich viel konservativer und objektiver geworden als vor 40 Jahren. Anstelle des Phantasiespiels der Konjekturen ist durch die neuen Funde ein anderes getreten, das nützlicher und reizvoller ist und zu immer feinerer Methode ausgebildet wird, die Ergänzungen der verstümmelten Texte, die uns in abgebrochenen Inschriften und zerfetzten Papyri vorliegen. Die Ergänzung der Urkunden auf Stein und Papyrus verlangt eine genaue Kenntnis der Formeln, die nur durch eingehendes Urkundenstudium erworben werden kann, die der

literarischen Werke eine nachdichtende Einfühlung in den Geist des Schriftstellers, seines Werkes und seiner Sprache. Wenn bei den Urkunden restlose Wiederherstellungen auch stark verstümmelter Stücke oft gelingen, so bleibt natürlich bei Dichtwerken der Versuch meist hinter dem Original erheblich zurück, und es gehört die Zusammenarbeit vieler Gelehrten dazu, um ihm näher zu kommen. Aber gerade dieser Wettbewerb hat unendlich viel neues Leben in die philologische Forschung gebracht. Freilich für Schülerarbeiten liegt hier die gleiche Gefahr wie bei den Konjekturen¹³⁾.

Der konservative Geist hat auch in die sogenannte höhere Kritik seinen Einzug gehalten. Hatte die Philologie seit Bentley in Echtheitsfragen oft mit Recht, manchmal mit unzureichenden Gründen Verdikte ausgesprochen, weil ein Schriftwerk des Namens, unter dem es überliefert war, nicht würdig zu sein schien¹⁴⁾, so mehren sich jetzt die Versuche der Rettung. Ich nenne nur aus neuester Zeit die unter Demosthenes' Namen erhaltene Leichenrede für die Gefallenen von Chaeronea, die lange für ein schlechtes Machwerk der Rhetorenschule erklärt wurde, bis ihr jetzt aus sorgfältiger Beobachtung Verteidiger entstanden sind¹⁵⁾. Das subjektive Element ist in der höheren Kritik wie in der niederen noch immer zu stark, hier können wir z. B. von der Kunstgeschichte lernen, die Echtheitsfragen am sichersten durch äußere Merkmale entscheidet¹⁶⁾. Dieselbe Unsicherheit der subjektiven Methode zeigt sich in der Frage, ob ein antikes Werk uns in originaler oder umgearbeiteter Form vorliegt. Von Vergils Georgica wissen wir, daß er das vierte Buch umarbeiten mußte, und finden auch noch Spuren der ersten Ausgabe darin, aber diese herzustellen haben wir nicht die Mittel. Man hat nun auch in anderen Werken, selbst ohne daß die Überlieferung davon etwas weiß, Spuren von Umarbeitungen oder gar späteren Zudichtungen zu finden geglaubt wie in Aeschylos' Sieben gegen Theben, Sophokles' Antigone, Thukydides und anderen. Oft ist die Beobachtung an sich richtig, aber der Versuch, die Schichten zu trennen, muß daran scheitern, daß wir dabei mit zu vielen Unbekannten rechnen müssen. Man vergleiche einmal von Werken neuerer Literatur verlorene und wiedergefundene erste Fassungen mit den fertigen wie den Ur-Faust und Ur-Meister, und man wird sehen, wie

leicht die Vermutung über die Urform in die Irre gehen konnte¹⁷⁾. Auch die Geschichte der homerischen Frage, die fast jedes Jahr einen neuen Versuch bringt, das Gewebe einer Arbeit von Dichter- und Rhapsodengenerationen aufzulösen, sollte uns die wichtige *ars nesciendi* lehren, die von Philologen mehr gepredigt als geübt wird. Wir können sie auch um so eher üben, als die Geschenke des antiken Bodens uns in vielen Fragen erlauben zu sagen: *ignoramus, sed non ignorabimus*. Vom Lebenswerk des Kallimachos z. B. werden wir sicher ein immer klareres und runderes Bild gewinnen, wenn wir warten können.

Wenn die neuen Funde auch in der Hauptsache der griechischen Literatur zugute gekommen sind, so ist doch auch die lateinische an Papyrusfunden nicht leer ausgegangen, und auch sie haben für die Textkritik dasselbe ergeben. Groß aber ist der indirekte Gewinn durch die genauere Kenntnis hellenistischer Originalwerke, die von den Römern nachgeahmt worden sind. Zu Catulls Übersetzung der Locke der Berenike haben wir jetzt einen Teil des kallimacheischen Originals und können daran seine Übertragungskunst messen. Noch viel größer wird der Gewinn sein, wenn uns das Glück ein Stück der neuen Komödie beschert, das uns in der Bearbeitung des Plautus oder Terenz erhalten ist. So lückenhaft und verstümmelt auch noch die Neufunde sind, so lassen sie doch ein viel festeres Gerüst der Literaturgeschichte aufbauen und erweisen oft die Wiederherstellungen der früheren quellenforschenden Arbeit als falsch.

Wenn in der philologischen Methode die nüchterne objektivierte Kritik immer mehr Boden gewinnt, so erhält sie ihre Waffen dazu durch die gewaltigen Sammelarbeiten der letzten Jahrzehnte, vor allem durch die lexikalische, von denen ich nur den *Thesaurus Linguae Latinae*, das Papyruswörterbuch von Preisigke, die Grammatiken der Sprache der Inschriften und Papyri, die vielen Speziallexika zu einzelnen Schriftstellern nenne¹⁸⁾.

Die subjektive Kritik soll deshalb nicht verkümmert werden, ihre Werturteile dürfen nur nicht die Entscheidung in Fragen des Textes, der Interpolation, der Echtheit, der Chronologie geben, da sich in ihnen die Verschiedenheit des menschlichen Geschmacks in schärfster Form zeigt und zu unschönen

Formen der Polemik führt. Daß es darin viel besser geworden ist, daran hat die Bescheidenheit einen großen Anteil, die uns die neuen Funde und die Vertiefung der geschichtlichen Forschung gelehrt.

Ästhetische und moralische Werturteile wird sich jeder philologische Forscher, der sich in seine Schriftsteller einlebt, bilden und er soll sie auch seinen Schülern nicht vorenthalten. Aber er muß sich selbst immer bewußt bleiben und ihnen nicht verhehlen, daß sie sich mit den Zeiten verändern und stark vom National- und Zeitgeist abhängig sind. Demosthenes ist für die deutsche Generation der Befreiungskriege ein Wecker des patriotischen Feuers gewesen und hat als moralisch unantastbar gegolten. Um die letzte Jahrhundertwende ist sein Bild trüber geworden; im Weltkrieg hat er den Franzosen patriotische Nahrung gegeben und ist in Deutschland als Advokatennatur verdammt worden, jetzt wird seine Persönlichkeit wieder ruhiger in ihren Schwächen und Stärken abgewogen¹⁹⁾. Cicero ist von Mommsen und Drumann als Mensch und Politiker sehr klein gemacht worden, auch ihm ist die neuere Forschung wieder mehr gerecht geworden bei aller Erkenntnis seiner menschlichen Schwächen. Vergil ist den romanischen Völkern viel kongenialer als uns. Für die Italiener ist er der Verkünder ihres nationalen Ruhms und großartig sind ihre Vorbereitungen auf seinen 2000. Geburtstag im nächsten Jahr. Wir Deutsche stehen dem künstlichen, oft schwächlichen Aufbau seiner Aeneis sehr kühl gegenüber, weil wir ihn an Homer messen, erkennen jetzt aber doch auch die echte Kunst auf den Höhepunkten seines nationalen Schwungs an²⁰⁾. So ist aus der klassizistischen Einstellung des Neumanismus durch die Reaktion der anticlassischen Strömungen hindurch eine historische geworden. Von den Ansätzen zu einer neuen Strömung der Abkehr von dem verschrieenen „Historismus“ zu rein ästhetisierender Behandlung will ich nicht reden. Sie entsprechen dem verschwommenen, strenger Forschung abholden Geist der Gegenwart, der hoffentlich mit der Gesundung unseres Volkes bald verschwinden wird. Das Gefährliche an dieser Entwicklung zum geistreich über und um die Dinge herum Reden, zur Einführung modernster Schlagworte in die Philologie ist die Isolierung der literarischen Betrachtung von ihrer Umwelt.

Das führt uns auf den Umfang der Philologie. Gilt die alte Grenzbestimmung von Wolf noch, daß sie das ganze antike Leben erfassen soll? Wenn wir den Versicherungen in Festreden und Programmen glauben wollen, ist sie mehr als je in Geltung. In der Praxis sieht es leider nicht so glänzend aus. Gewiß hat daran die Spezialisierung ihrer Teile eine große Schuld, aber ihr klingt ja schon wieder der laute Ruf zur Synthese entgegen. Es wird die Aufgabe der nächsten Zukunft sein, beide Tendenzen durch die Tat auszugleichen.

Als selbstverständlicher Teil der Philologie hat immer die Sprache gegolten. Die vergleichende Sprachwissenschaft hat zu einem Auseinanderleben geführt, das jetzt von beiden Seiten bedauert wird. Der Philologe darf ihre Ergebnisse nicht unberücksichtigt lassen, aber er hat auf seinem eigensten Gebiet so viel neues Material an örtlicher und historischer Gliederung in Dialekte und Sprachentwicklung gewonnen, daß er an ihm vollauf zu verdauen hat. Die Sprachwissenschaft, die mit ihm diese Schätze verarbeitet, darf dabei auch die philologische Methode nicht vernachlässigen²¹⁾. Auch die Metrik befindet sich in einem wenig befriedigenden Stand. Sie sucht nach neuen Theorien, die z. T. von außen hereingetragen werden. Aber auch sie sind noch stark umstritten, und es wird zu leicht vergessen, daß unsere Erkenntnis durch eine große Unbekannte gehemmt wird, den Verlust der musikalischen Melodien zu den voralexandrinischen lyrischen Metra. Wenn es deshalb schon hier schwer ist, Gesetze durchzuführen, so kann die Erforschung des Prosarhythmus überhaupt nicht zu allgemein überzeugenden Ergebnissen führen, weil es sich hier gar nicht um Gesetze in strengem Sinn handelt und die Statistik daher nur trügerisches Material ergeben kann, das zur Textkritik nicht herangezogen werden dürfte²²⁾.

Die Archäologie hat Gerhard der Methode nach „monumentale Philologie“ genannt²³⁾ und ihr sämtliche erhaltenen Objekte antiker Kultur, nicht nur die Schöpfungen der Kunst, als Gegenstand zugewiesen. Dadurch deckt sie sich weithin mit der Philologie im Wolfschen Sinn, und die Praxis der Ausgrabungen erhält diese Forderung lebendig, namentlich seit an die Stelle der Raubgrabungen nach Kunstwerken die systematische Aufdeckung ganzer Kultstätten und

Städte getreten ist. Der Ausgräber muß sich vorher über sie aus den Schriftquellen orientieren, er findet in Masse Inschriften, die mit philologischer Methode zu behandeln sind und richtig historisch ausgewertet, das Urkundenwerk der aufgedeckten Stätte ergeben. Wenn bei den großen modernen Expeditionen auch weitgehende Arbeitsteilung eintritt, so muß doch jeder Mitarbeiter die wissenschaftliche Sprache des anderen verstehen. Der Horizont des modernen Archäologen geht aber so weit über die griechisch-römische Kultur hinaus, daß der Philologe ihm darin nicht mitforschend folgen kann. Im großen muß er aber auch über die Zusammenhänge orientiert sein, wenn sie für sein Gebiet mit in Betracht kommen. Er muß aus den Ergebnissen der Ausgrabungen sich ein Gesamtbild des antiken Lebens bilden, um dadurch die literarischen Denkmäler verstehen und erläutern zu können. Die Zusammenhänge auf diesen Gebieten werden z. T. erst in neuester Zeit von den einzelnen Disziplinen voll erkannt und in die Praxis der Forschung übernommen. Die Numismatik, eine durch die Sammeltätigkeit seit Jahrhunderten hochentwickelte Wissenschaft, klagt mit Recht darüber, daß die Münzen von Philologen, Historikern und Archäologen noch viel zu wenig als Quelle herangezogen werden. Aber auch sie selbst fängt erst neuerdings allgemein an, die Münze in die Geschichte der Wirtschaft, des Geld- und Währungswesens einzuordnen und ihre Methode im Hinblick darauf zu erweitern und zu verfeinern ²⁴).

Daß Philologie und alte Geschichte aufs engste zusammengehören, hat immer als selbstverständlich gegolten. Ist doch die Philologie eine geschichtliche Wissenschaft auf allen ihren Gebieten, Sprache, Literatur, Schrift usw. und arbeitet die alte Geschichte mit den antiken literarischen, inschriftlichen, papyrologischen und monumentalen Quellen in der Methode, die von der Philologie ausgebildet ist. Daneben entwickelt die Geschichtsforschung auch eigene Methoden und sie verbindet die griechische und römische Geschichte nach unten und oben in einem Maß, daß auch ihr der Philologe nicht mitforschend folgen kann, aber doch über ihre Ergebnisse sich orientieren muß. Daß ebenso der alte Historiker die Fühlung mit der Geistes- und Kulturgeschichte der Griechen und Römer erhalten muß, weiß er so gut wie wir.

Es ist bei dieser durch den Stoff gegebenen innigen Verflochtenheit zwischen Philologie, Archäologie und alter Geschichte zu hoffen, daß wir über eine Periode hinauskommen, wo sie von einzelnen Vertretern aller dieser Fächer als eine lästige Verkettung empfunden wird und ein berühmter griechischer Historiker schreiben durfte: „Die Zeiten sind nicht mehr, wo Philologen über historische Fragen absprechen durften“²⁵⁾.

Die neue Epoche der Philologie hat aber auch wieder die Fesseln der Fakultät gesprengt. Sie hat in der Religionswissenschaft eine führende Stellung bekommen durch Usener und seine Schule und arbeitet darin mit den Theologen einträchtig zusammen. Auch diese haben sich auf die Notwendigkeit der philologischen Methode für ihre Quellen besonnen und wetteifern darin mit uns im modernen Rüstzeug großer kritischer Ausgaben, Lexika und Grammatiken. Die Juristen haben in den Papyrusurkunden wie in den griechischen und römischen Inschriften das ersehnte Substrat des lebendigen Rechts für die Gesetzbücher gefunden und arbeiten Seite an Seite mit dem Philologen und alten Historiker an der Herausgabe und Verwertung der neuen Schätze. Dasselbe gilt von den Medizinern, Naturwissenschaftlern und Mathematikern, die sich um die alte Geschichte ihrer Wissenschaft bemühen²⁶⁾.

In allen diesen Fällen ist eine enge Gemeinschaftsarbeit dringendes Gebot der Wissenschaft. Wie der Philologe sich bei juristischen Texten beim Juristen mit Vorteil Rats erholt, so wird dieser sich, um gute Editionsarbeit zu leisten, in die neuesten philologischen Methoden einarbeiten müssen. Diese philologische Ausbildung der Papyrusjuristen kann auch den alten Gebieten der Rechtsgeschichte zugute kommen²⁷⁾. So scheinen die Auswüchse der in den letzten Jahrzehnten so beliebten Interpolationstheorie zu den römischen Juristen, die einer vergangenen Periode der philologischen Kritik entsprechen, allmählich wieder zurückgeschnitten zu werden²⁸⁾.

Hochansehnliche Versammlung!

Die hohen und weiten Forderungen, die ich für das wissenschaftliche Rüstzeug der Forscher auf allen Gebieten der Altertumswissenschaft aufgestellt habe, ergeben sich zwangsläufig aus der Fülle antiken Lebens, die uns aus dem Boden der alten Kulturstätten immer reicher zuströmt. Dabei wird natürlich der Mittelpunkt für jeden ein verschiedener sein, für den Philologen die Literatur, für den Archäologen die Werke der Kunst in weitestem Sinn, für den alten Historiker die Staatengeschichte, aber in den Zwischengebieten werden sich die Forscher aus den verschiedenen Lagern treffen.

Fragen wir aber nach dem Nachwuchs für die Forschung und nach dem akademischen Unterricht, so erheben sich schwere Sorgen. Denn je höher die Forderungen der Altertumswissenschaft werden, desto geringer wird die Vorbildung ihrer Jünger. Für die Philologen ist der Notstand noch am wenigsten drohend, denn sie werden uns vom humanistischen Gymnasium zugeführt und ersetzen bei Liebe und Fleiß zu dem von ihnen gewählten Studium die ungenügende Vorbildung, die auch sie jetzt in den alten Sprachen mitbringen. Schlimmer steht es mit den Studierenden der alten Geschichte, Archäologie, Theologie und Jurisprudenz, die für den geschichtlichen Teil ihrer Wissenschaften die Fähigkeit quellenmäßigen Studiums mitbringen müßten und früher auch mitbrachten, es jetzt aber nur noch zum Teil tun. Es ist klar, daß die durch diese Verhältnisse erzwungene Rücksichtnahme auf die der Quellsprache Unkundigen die strenge Ausbildung der Methode aufs schwerste hindert²⁹⁾. Wenn wir noch in der Periode der Altertumswissenschaft wären, wo der Kreis der antiken Schriftquellen als im wesentlichen abgeschlossen galt, so könnte man sich vielleicht denken, daß dieser begrenzte, seit langen Zeiten durchgearbeitete Stoff auch in zuverlässiger Übersetzung und Erläuterung dem Unterricht oder gar der Forschung zugrunde gelegt werden könnte. Da er nun aber beständig durch neues Rohmaterial erweitert und dadurch anscheinend feststehende Ergebnisse der Forschung in Frage gestellt werden, so muß der Forscher und der Adept der Forschung, sei er Philologe, Linguist, Archäologe, Historiker, Theologe oder Jurist, diesen neuen Quellen mit scharfem

philologischem Rüstzeug zu Leibe gehen können, wenn er nicht besser Gewappneten weichen will³⁰⁾.

Ich will hier nicht die ganze Frage der Vorbildung zum akademischen Studium aufrollen und nicht näher auf die Zeichen der Zeit eingehen, die Rufe nach der humanistischen Vorbildung aus der juristischen und medizinischen Fakultät und aus den technischen Hochschulen, aber das glaube ich logisch gezeigt zu haben, daß die humanistische Vorbildung wieder eine unerbittliche Forderung der historischen Geisteswissenschaften werden muß, zu denen ich auch die neueren Philologien rechne, deren Sprachen und Literaturen ihre Wurzel im Altertum haben. Die Gefahr, daß die deutsche Wissenschaft auf diesen Gebieten allmählich gegenüber den anderen Völkern, bei denen der Humanismus in stetem Vordringen ist, ins Hintertreffen gerät, ist nicht zu unterschätzen. Die Universitäten haben schon oft ihre Stimme dafür erhoben, sie sind nicht durchgedrungen, vielleicht weil sie nicht ernst genug vom Utilitarismus an das Gewissen appelliert, und weil sie nicht eindringlich genug die Eltern aufgeklärt haben, die ihre Kinder zum akademischen Studium bestimmen³¹⁾.

Meine Damen und Herrn!

Nachdem Sie diese trockenen und nüchternen Ausführungen über eine Wissenschaft gehört haben, die sich mit längst vergangenen Dingen und Menschen beschäftigt, werden Sie sich vielleicht fragen, wie sie mit ihren strengen methodischen Forderungen die Begeisterung schaffen könne, die der junge Mensch braucht, um sein Studium mit Freude und Liebe und Nutzen für seinen Beruf durchzuführen. Nun, diese Frage kann bei jeder Wissenschaft gestellt werden, und ich habe sie schon zu Anfang beantwortet, als ich nur dem den Namen des Professors zuerkannte, der aus innerem Erlebnis und Drang lehrt. Begeisterung aber ist eine Welle, die nicht nur einen Sender braucht, sondern auch auf sie abgestimmte Empfänger. Die Abstimmung kann verschieden sein. In einer kleinen Schrift über den philologischen Universitätslehrer aus der Krisenzeit 1892 habe ich eine hübsche Vergleichung gefunden:

„Welcker legte die ganze Liebe zur griechischen Literatur und Kunst, die sein Gemüt erfüllte, in seine darüber handelnden Vorlesungen und teilte zahlreichen empfänglichen Jünglingen einen Hauch davon mit. Gottfried Hermann ließ wohl niemals ein Wort der Bewunderung für die Schriftsteller einfließen, die er in gewandter lateinischer Diktion erklärte, aber wenn er mit seiner klangvollen Stimme die mächtigen Verse einer pindarischen Ode oder eines aeschyleischen Chorgesanges vorlas, so fühlte jeder, daß sie von echten Dichtern herrühren und daß in der Brust dessen, der sie wiedergab, ein Herz für ihre Schönheit schlug“³²⁾.

Ich glaube, es gibt noch einen dritten Weg zum Herzen der Jugend: wenn der akademische Lehrer der Altertumswissenschaft ihr diese vergangenen Zeiten, auf denen die moderne Kultur immer noch beruht, in vollen Bildern wieder lebendig macht, ihnen den antiken Menschen zeigt, wo und wie er gelebt, gewirkt und gefühlt hat³³⁾. Der Jünger der Wissenschaft wird dann erkennen, daß das Menschen von unserem Fleisch und Blut waren, interessant und liebenswert in ihrer Schönheit und Größe und in ihren Schwächen, und daß sie dieses Leben uns zur Lehre vorgelebt haben. Und diese Lebensbilder kann er, wie er sie im Studium nacherlebt hat, im Lehrberuf mit Wärme und Liebe an seine Schüler weitergeben, deren Herzen noch allem Schönen und Großen offen sind. Er wird sie damit nicht zu Griechen und Römern, sondern zu guten Deutschen erziehen, die in den Ernst des Lebens einen gesunden Idealismus und klaren geschichtlichen Sinn mitbringen.

Anmerkungen.

Die akademische Rede sollte nach dem Brauch der festlichen Stunde den Kollegen und Kommilitonen der ganzen Universität ein Bild von der Stellung der Philologie und von ihrem Stand in Forschung und Unterricht an den deutschen Universitäten geben. Die Verhältnisse der nichtdeutschen Länder, die, ebenso traditionsbestimmt wie wir, im Unterricht z. T. ganz verschiedene, aber auch in der Forschung nicht überall dieselben Wege gehen, blieben dabei außer Betracht. Es darf aber wohl gesagt werden, daß gerade durch die neuen Funde auf philologischem und archäologischem Gebiet die Methoden sich immer mehr nähern.

Meine Ausführungen sind das Ergebnis der Erfahrungen und der Gesinnung, die ich als Philologe ererbt, erlebt und gelebt habe. Ich wollte mit ihnen nichts grundsätzlich Neues sagen oder die vielen Programmreden und -Schriften zur humanistischen Frage und zur philologischen Pädagogik vermehren oder mich mit ihnen auseinandersetzen, sondern in der Beschränkung auf das Thema aus der Geschichte der Philologie die nötigen Schlüsse für ihre Aufgaben in Gegenwart und Zukunft ziehen.

Da ich der Philologie inhaltlich den Gesamtumfang der Altertumswissenschaft zuweise, halte ich es für notwendig, ausdrücklich zu betonen, daß ich vom Standpunkt meines Lehramtes, das heißt der Philologie im engeren Sinn, gesprochen habe, und daß die persönliche Trennung der Lehrfächer der Altertumswissenschaft infolge ihrer Spezialisierung für mich ebenso selbstverständlich ist wie die Forderung engster Gemeinschaftsarbeit zwischen ihnen und die Unmöglichkeit der Scheidung zwischen griechischer und lateinischer Philologie.

Die Anmerkungen sollen nur Einzelheiten belegen, die nicht in der allgemein bekannten Literatur (z. B. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts; G. Kaufmann, Geschichte der deutschen Universitäten; Sandys, A history of classical scholarship) bequem nachgeprüft werden können, und einige Punkte heller beleuchten. Dabei ermöglichte mir die Verzögerung des Drucks, auch neueste Literatur zur Bestätigung meiner Ausführungen heranzuziehen.

1) Als Beleg möge genügen Buch II 134 ff.: Ehe die *Athanasia* der *Philologia* den Becher der Unsterblichkeit reicht und sie dann in einer Sänfte in den Himmel auffahren läßt, unterzieht sie die Braut

einer ärztlichen Untersuchung und stellt durch Betasten eine starke Überladung fest. Sie veranlaßt sie daher, sich zuerst zu erleichtern, worauf die *Philologia* eine Fülle von Büchern erbricht. Die *Artes* sammeln sie eifrig, um aus ihnen in Buch III—IX ihre Weisheit vorzutragen.

²⁾ Diese sehr langsame Entwicklung von der *Facultas Artium* und dem *Magister Artium liberalium* zur *Facultas Philosophica* und *Doctor Philosophiae* bis tief ins XIX. Jahrhundert haben neuestens Th. Knapp, Doktor und Magister, Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. Neue Folge, 34. Jahrg. 1928, 44 ff. für Tübingen und R. Meister, Der Name der philos. Fak., Festschrift der 57. Philologenvers. in Salzburg gewidmet, Baden bei Wien 1929, 35 ff. für Wien aus den Universitätsakten dargestellt. Vgl. auch Ew. Horn, Die Disputationen und Promotionen an den deutschen Universitäten, 1893, 112 ff.

³⁾ Für Tübingen bringt Beispiele J. Haller, Die Anfänge der Univ. Tübingen, 1927, für Wien A. Müller, Berl. Philol. Wochenschr. 1918, 132 ff., für Wittenberg ebenda 686 f.

⁴⁾ Albr. Burckhardt, Über den Zustand der Univ. Basel im 17. und 18. Jahrh. Basel 1910 (Sonderabdruck aus den „Basler Nachrichten“, Sonntagsblatt Nr. 39. 40, 1910). W. Vischer, Die Basler Univ. seit ihrer Gründung, 89. Neujahrsblatt 1911. Basel, S. 63 ff.

⁵⁾ Chr. Sigwart, Ein Collegium logicum im XVI. Jahrh. Dekanatsprogramm Tübingen 1890, S. 20. Ich kann es mir nicht versagen, die ganze Stelle herzusetzen als Zeichen für die Weite des Interesses und den Humor des Vortragenden (man bedenke, daß die Kollegen als Zuhörer in der Vorlesung sitzen):

Ubi materia locum habet, concludimus etiam necessarias conclusiones, sed ita, ut una praemissarum sit necessaria, altera sub modo necessaria. Ut in iure in ethicis etc. Omne depositum est reddendum, sc. si nihil impediat, non autem simpliciter, sine conditione. Sunt autem multa, quibus contingit, depositum non esse reddendum. Wenn es mit dem Universali wär außerrecht, möchte einer (Crusius, und Lieblerus, und Hizlerus) bald ein iurist werden. Sic in medicina: omnis κακόχολος est purgandus. es ist bald geredt: sed multa impediunt: ut, imbecillitas virium, calor magnus diebus canicularibus, phlegmone visceris etc. (und andere Katzenkegel [= Katzendreck, Lumpereien]). das macht difficultatem in omnibus disciplinis, quod ibi omnia sunt ἐνδεχόμενα. omnia in legibus sunt necessaria, ia si nihil impediat. τὸ καθόλου patitur ibi limitationem et exceptionem. In talibus nihil potest necessario praecipi in univ(ersum), sed παχυλῶς, pingui minerva (ist ein knauppetlechts [= knorrig, grob, plump] maedlin). Itaque ἡ ἐπιστήμη iuris determinat postea impedimenta. Ita quoque Plato in Politico dicit, multo melius esse in repub(lica) gubernari omnia a prudenti homine, quam a legibus. Has dicit esse morosas, quia nihil determinant. Hoc est, quod vulgus ait: summum ius est summa iniuria.

⁶⁾ Der geniale Tübinger Humanist Nicodemus Frischlin gab 1586 den Aristophanes mit lateinischer metrischer Übersetzung heraus, ut fere

carmen carmini, numerus numero, pes pedi, modus modo, latinismus graecismo respondeat. Im Gefängnis, krank, nur mit einer deutschen Bibel versehen, verfaßte er in 4 Monaten eine *Hebraeis*, jüdische Geschichte, in 12500 lateinischen Hexametern und 2 biblische Komödien. Sein pedantischer Kollege und Todfeind Martin Crusius schrieb von 1562—1604 alle deutschen Predigten seiner Kollegen, in der Kirche mit dem Heft auf dem Knie sitzend, in teils lateinischer, meist griechischer Übersetzung nach und sammelte sie in 21 Quartbände, 6804 Predigten nach seiner eigenen Rechnung, alle erhalten auf der Tübinger Universitätsbibliothek. (Der Titel eines Bandes heißt: *Conciones, quas Tybingae in templo S. Georgii excepi, ex ore theologorum nostrorum, germanice concionantium, scribens supra genua mea*). W. Schmid, Verz. d. griech. Handschr. der K. Univ-Bibl. zu Tübingen, Dekanatsprogramm 1902, S. 40 ff.

7) Der Prozeß beginnt mit der revolutionären Tat des Privatdozenten Christian Thomasius, der am 24. Oktober 1687 am schwarzen Brett in Leipzig in deutscher Sprache eine deutsch zu haltende Vorlesung ankündigt (vgl. M. Fleischmann, Christian Thomasius, Hallische Universitätsreden Nr. 39, Halle 1929). Er wird — abgesehen von der Altertumswissenschaft — im wesentlichen in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrh. abgeschlossen. Durch eine Verfügung der preuß. Unterrichtsverwaltung von 1867 wird erlaubt, daß Preisaufgaben und Dissertationen in den medizinischen und philosophischen Fakultäten in deutscher Sprache abgefaßt werden dürfen, 1876 dasselbe für die juristischen Fakultäten; 1900 wird für die preuß. Universitäten der Gebrauch der deutschen Sprache in widestem Umfang angeordnet (Zentralblatt f. d. ges. Unt.-Verw. in Preußen 1867, 268. 530. 1876, 431. 1900, 401). Auch die lateinischen Dissertationen aus der Philologie werden allem Anschein nach in den nächsten Jahren in Deutschland aussterben, und man wird sagen dürfen, so wie die Dinge liegen, daß das ihren wissenschaftlichen Wert jedenfalls nicht vermindern wird. Eine zusammenfassende Darstellung der ganzen Entwicklung wäre jetzt wohl am Platz. Die ältere Literatur ist gesammelt bei Erman und Horn, Bibliogr. d. deutsch. Univ. I, 1909, 335—8. — Über das Latein in der medizinischen und juristischen Fakultät in Dorpat in der ersten Hälfte des XIX. Jahrh. gibt interessante Mitteilungen W. Süß in seiner für die deutsche Universitätsgeschichte, insonderheit für die der Philologie von 1770—1850 sehr aufschlußreichen Studie: Karl Morgenstern, Ein kulturhistorischer Versuch, Dorpat 1928, S. 164 ff. — Mancher wird mit mir bedauern, daß das Latein auch immer mehr aus den Doktordiplomen und akademischen Glückwunschadressen verschwindet und mit ihm der Sinn für Tradition und Stil. Mir scheint es dafür wichtiger als Talar und Barett, die oft beides nur vortäuschen.

8) Die Erzählung darüber in seines Schwiegersohns W. Körte Leben und Studien Fr. A. Wolfs, des Philologen (1833) I 40. 46 f. führte zu der Legende, daß der 8. April 1777 der Geburts- oder Namenstag der Philologie geworden sei. Sie ist berichtigt von Edward

Schröder, Neue Jahrb. f. d. kl. Alt. u. f. Päd. 32, 1913, 168 ff. Der Prärektor, der Mediziner Baldinger, war selbst ein abtrünniger Theologe und ein guter Lateiner (vgl. W. Süß a. a. O. S. 91 f.). Sein Ausruf: „Habe er nun die Absicht, was Gott abwenden wolle, ein Schulmeister zu werden, so müsse er ihn doch als Theologen einschreiben“, ist also mehr spöttisch aufzufassen. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß Wolf 1779 die Kollaboratur in Ilfeld unter der Flagge des cand. theol. bekam und 1781, als er zum Rektor in Osterode gewählt wurde, noch pro forma ein theologisches Examen zwischen Weingläsern über sich ergehen lassen mußte (W. Körte I 70. 88).

9) Das Berufungsschreiben (bei Körte I 100) nennt die Professur „Philologiae et Paedagogices“, die Bestallungsurkunde (Körte II 210) ernennt ihn „zum Professore Philosophiae ordinarius und in specie der Paedagogic“. 1784 erhielt er die Professur Eloquentiae und Poëseos, 1787 löste er durch die Errichtung des Philologischen Seminars die Philologie von der Theologie und der philanthropinischen Pädagogik und machte sie auch im akademischen Unterricht zur freien Wissenschaft. Der Bericht Wolfs über die „Idee eines Seminarii Philologici“ wird zum ersten Mal in authentischer Form aus den Rektoratsakten veröffentlicht von O. Kern, Fr. A. Wolf, Hallische Universitätsreden 25, Halle 1924, S. 33 ff. Man ersieht daraus, daß der Betrieb ein großer Fortschritt gegen das Philologische Seminar von Gesner und Heyne in Göttingen war. Kern wird der kraftvollen, aber nicht einfachen Persönlichkeit Wolfs in schönem Verständnis gerecht. Manches Neue zur Charakteristik der heroischen Zeit der Philologie in Halle bringt Süß a. a. O. S. 21 ff.

10) Adolf Philippi, Einige Bemerkungen über den philologischen Unterricht, Rektoratsrede Gießen 1890.

11) Süß a. a. O. macht zwei sehr vernünftige Äußerungen über die Konjekturenkritik aus der Heroenzeit der Philologie bekannt, S. 83 f. aus einem Brief von Heyne an Morgenstern 1794:

„Der Himmel hat Sie, teuerster Herr Doktor, für die Zeiten aufbehalten, da man die Klassiker nicht mehr der bloßen Krittellei wegen liest, bearbeitet und ediert, wie noch in meiner Jugend geschah; daher bearbeiteten die holländischen Gelehrten insonderheit nur eine Menge kleiner unbedeutender griechischer Schriften, oder es kamen einzelne Schriften Xenophons, Plutarchs u. a. bloß kritisch ausgerüstet zum Vorschein; man dachte nicht daran, daß Wortkritik, Konjekturen- und Emendationenmachen nur Vorbereitung zu wissenschaftlichem Studium der Alten ist, für sich selbst aber einen sehr eingeschränkten Wert hat und daß ein Kritiker bei allem Scharfsinn immer nur auf der untersten Stufe steht gegen den, der in den Geist des Schriftstellers eindringt und einen Plato als Schöpfer schöner Kunstwerke zu studieren versteht.“ Das könnte auch 100 Jahre später geschrieben sein.

Aus einem Gespräch Wolfs mit Morgenstern 1793 zeichnet dieser bei Süß S. 79 folgendes auf:

„Für Wolf gibt es kein besonderes Genie des Kritikers, der nur

Schreibfehler emendiert, wie man heutzutage Druckfehler corrigiert. Kritik sei gleichsam nur die Blume, die aus umfassender Kenntnis der ganzen Altertumswissenschaft hervorgehe . . . Als ich dagegen stritt mit Ruhnken's *Criticus non fit, sed nascitur*, sagte Wolf lächelnd: das verstehe sich freilich von selbst, wie zu jeder Wissenschaft, ja zur gemeinsten Kunst, wer in ihr etwas leisten solle, geboren werde, so freilich auch zur Philologie, und insbesondere zur (Wort-)Kritik.“

Ähnlich, aber in der Wertschätzung bis zur Komik überstiegen äußert sich Morgenstern selbst (1804?) bei Süß, S. 258:

„So wie Konjekturealkritik als die Blüte philologischer Kenntnisse von selbst hervorgeht im wohlorganisierten Kopfe, so in einem wahrhaft weiblichen Gemüt, auch wo das Weib kalt scheint, die Liebe. Jene ist kein besonderes Talent des wahrhaft philologischen Kopfes, diese kein besonderes Talent des wahrhaft weiblichen Herzens. Eins wie das andere gehört zum vollständigen Ganzen, quillt unausbleiblich zu seiner Zeit.“

Einen weiteren Ausspruch Wolfs, der ein Kernproblem der Philologie wie anderer Wissenschaften berührt, hat Morgenstern bei Süß S. 79 aufgezeichnet:

„Das Hauptprinzip des Lehrers, gute Köpfe zu bilden, müßte dies sein, sie von zu großer Achtung vor Autoritäten abzugewöhnen, sie zum Selbstdenken zu gewöhnen. Oft habe er (absichtlich) vor seinen Schülern das widerrufen, was er den vorigen Tag gesagt, mit dem Zusatz: ich habe es nun besser kennen gelernt: deshalb und deshalb. Ganz anders der Schulmann, der *constantiae causa* itzt ist, wie vor 20 Jahren.“

Das *iurare in verba magistri*, das Wolf seinen Schülern abgewöhnen will, zeigt sich besonders häufig und wirkt sich gefährlich aus bei Thesen genialer Meister, die aus deren besonders starken Gabe der *Intuition* entsprungen sind. Wenn wir Intuition als einen auf präsentem Wissen beruhenden verkürzten Erkenntnisprozeß auffassen, so folgt daraus die Notwendigkeit, ihr Ergebnis nachträglich durch logische Deduktion zu unterbauen, da es vielleicht durch negative Instanzen, die bei der verkürzten Erfassung nicht im Bewußtsein vorhanden waren, modifiziert (wie z. B. beim Benzolring, den Kekulé im Traum gefunden haben soll) oder als unrichtig erwiesen werden könnte. Es gehört zu den größten Freuden des Forschers, wenn sich dabei die Richtigkeit des Geschauten Schritt für Schritt erweist. Ich habe sie erlebt, als sich mir die Lösung eines kleinen jahrhundertealten Rätsels der Altertumswissenschaft in einer guten Stunde einstellte und in raschem Lauf der Deduktion zur Erhellung eines dunkeln Gebiets der Wirtschaftsgeschichte führte. (Aus der Geschichte des Bankwesens im Altertum. *Tesserae nummulariae*. Abhandlungen der Gießener Hochschulgesellschaft I. Gießen 1919). — Ein genialer Forscher besitzt oft nicht die Eigenschaft der zersetzenden Selbstkritik, seine Schule aber nimmt das Ergebnis seiner Intuition, besonders wenn es revolutionär ist, begeistert und unbedenken als neue Grundlage zum Weiterbauen. In der Altertumswissen-

schaft ist das gefährlicher als z. B. in den Naturwissenschaften, weil sie mit Trümmern der Überlieferung arbeiten muß, die nur durch Zufallsfunde erweitert werden. So erstehen dann kühne Gebäude, die plötzlich ein neuer Fund umzustößen droht. Nun kann man beobachten, daß das neue Zeugnis zunächst verdächtigt wird, bis ein Mutiger seine Wahrheit durch Nachprüfung der Fundamente des Hypothesenbaus nachweist. Daraus ergibt sich die oft vergessene Mahnung, bei jeder neuen Stellungnahme zu einem Problem die alten Zeugen von neuem selbst zu verhören. Die Methoden der großen Meister der Philologie sollen als Vorbilder im Großen wirken, aber nicht ihre Einzelergebnisse als Dogmen kanonisiert werden. Der akademische Lehrer soll umso mehr die Mahnung Wolfs beherzigen, weil er seinem Schüler zunächst die Autorität des Schulwissens austreiben muß. Zu den Anfangsgründen des akademischen Unterrichts rechne ich es, dem vom Gymnasium kommenden Fuxen den Kinderglauben an die Autorität des gedruckten Schriftstellertextes zu zerstören und ihm das Abc der antiken Schrift- und Textgeschichte vertraut zu machen, damit er den Text aus eigenem Denken aufzubauen lerne. Ebenso muß er zur Selbständigkeit gegen Kommentare und überhaupt gegen die wissenschaftliche Literatur erzogen werden, und dabei darf der Lehrer nicht vor der eigenen Person Halt machen.

¹²⁾ Besonders gefährlich war die unendlich ausgedehnte Quellenforschung auf dem Gebiet der alten Geschichte, über der die historischen Nachrichten ungenügend verarbeitet und durch oft übertrieben gesuchte Tendenz der Quelle oder ihres Benützers in Zweifel gezogen wurden. Auch hier ergibt der Zuwachs an authentischen Zeugnissen namentlich aus den Inschriften vielseitige Bestätigung angezweifelter Nachrichten.

¹³⁾ Als Meisterstück einer kongenialen Einfühlung nenne ich hier die Wiederherstellung eines stark verstümmelten politischen Liedes des Alkaios. Hermann Diels hat sie aus ähnlicher vaterländischer Not heraus seinem Freund Ulrich von Wilamowitz zum goldenen Doktorjubiläum gewidmet und eine ebenso formvollendete Übertragung in die Sprache des Alkaiosnachdichters Horaz beigefügt, *De Alcaeï voto*, Berlin 1920 (jetzt auch bei Diehl, Anthol. Lyr. Alc. Fr. 35). In bescheidenen Worten zeigt Diels, wie solche Versuche gewertet sein wollen: „*Ac verba quidem pleraque exempli causa posita esse scito. Satis mihi laudis tulisse videbor, si argumentum ipsum summam a viris doctis et a Te potissimum, amice doctissime, qui in hoc litterarum genere habitas, divinatum esse concessum erit.*“

Diels hat hier die Geistesfunktion bei den Ergänzungen mit demselben Recht wie beim Konjekturenmachen als *Divination* bezeichnet. Eine Methodik für die Ausbildung dieser neuen Divinationsgabe aufzustellen möchte ich noch nicht raten, obwohl etwas ähnliches in der modernen experimentellen Pädagogik schon eine Rolle spielt. Ebbinghaus hat in der Zeitschr. f. Psychol. XIII 1897, 401 ff. eine Methode der „Kombinationsprüfung“ ausgearbeitet, die darin besteht, daß zur

Intelligenzprüfung den Schülern ein durchlöcherter Text vorgelegt wird, in dem regellos Worte oder Wortteile fehlen, die richtig oder sinnvoll ergänzt werden sollen. Soweit ich die weitere Literatur darüber einsehen konnte (W. Stern und Wiegmann, Methodensammlung zur Intelligenzprüfung, 2. Aufl. 1922, 155 ff. Th. Ziehen, Prinzipien und Methoden der Begabungsprüfung, 1923, 47 ff.), ist diese sehr elementare Methode nicht weiter zur höheren Intelligenzprüfung oder zur Schulung in der Heuristik ausgebaut und verfeinert worden. Bei epigraphischen Übungen wird man mit Abklatschen von Inschriften arbeiten, bei denen ein Rand, dann mit solchen, wo beide Ränder fehlen. Dabei kann man dem angehenden Epigraphiker die technischen Grundlagen zeigen, auf die er achten muß, z. B. die Grenzen für die Buchstabenanzahl der Zeilen, die noch immer bei der Edition von Inschriften ungenügend beachtet werden, oder die genaue Zeichnung der oft mehrdeutigen Buchstabenreste an den Rändern. Sie sind zum Ansatz der Ergänzung ebenso wichtig wie die Bruchränder einer verstümmelten Statue, die man in früheren Zeiten einfach abschlug, um eine meist sehr fragliche Ergänzung bequemer anstücken zu können. Wie man diese jetzt sorgfältig erhält und Ergänzungen nur in Gips oder an Gipsabgüssen anbringt, so werden die Ergänzungen der Texte durch Klammern und Bezeichnung der verstümmelten Buchstaben gekennzeichnet, um Täuschungen zu vermeiden. Wie von einer früher schlecht ergänzten Statue die Ergänzungen entfernt werden, um unbefangenen nach der richtigen zu suchen, so darf auch der Kritiker, dem Ergänzungen eines Textes nicht gefallen, nicht an diesen herumkorrigieren, sondern er muß sie ganz entfernen und selbständig an den Torso herangehen, wodurch das Stück ein ganz anderes Aussehen gewinnen kann. Dagegen wird oft gefehlt wie auch bei der Konjekturenkritik, wo man an Konjekturen herumbessert anstatt auf die verderbte (oder für verderbt gehaltene) Überlieferung zurückzugehen und von ihr aus einen anderen Weg zu suchen. Ebenso muß man sich hüten, um einer vermuteten Ergänzung willen an dem erhaltenen Text herumzukorrigieren. Aber neben diesen elementaren technischen Lehren müssen für jede einzelne Urkunde und für jeden literarischen Text die entsprechenden formalen und sachlichen Kenntnisse zu Gebot stehen, damit die Aufgabe für die Divination möglichst verringert wird. Mit einem Gleichnis aus der Physik, für dessen genauere Formulierung ich meinem verehrten Kollegen König zu Dank verpflichtet bin, möchte ich die Texteslücke mit dem Abstand zweier elektrischer Leiter vergleichen. Je weiter er ist, desto stärker muß die Spannung sein, damit der Funke überspringt. In unserem Fall bestände die Ladung, durch welche die Spannung in den Leitern erzeugt wird, in den technischen und sachlichen Kenntnissen. Die Schlagweite hängt aber auch noch von dem Zustand des Gases ab, in dem sich der Funke bildet. Das Springen des Funkens kann durch gewisse Einflüsse wie Bestrahlung mit Röntgen- oder radioaktiven Strahlen leichter ausgelöst werden. Ihnen würde die Divinationsgabe entsprechen. Sie kann als *ἀγαθὸς δαίμων* angeboren sein, aber auch durch die glückliche Stunde als *ἀγαθὴ τύχη* ausgelöst werden. Sie ist

eine Art der Intuition, die der heuristischen Begabung in der Mathematik und den Naturwissenschaften entspricht.

¹⁴⁾ Ein Musterbeispiel ist das Verdammungsurteil F. A. Wolfs gegen sechs Reden Ciceros, die vier *post reditum*, die *pro Marcello* und eine zu erratende Catilinarische, das seinerzeit von vielen bewundernd aufgenommen, heute von niemand mehr unterschrieben wird. Die Prozeßakten sind bequem bei Körte a. a. O. I, S. 321—34 zusammengestellt, Besonders interessant sind die 6 Prinzipien für das „Ausspüren des verdeckten Trugs“, ein streng logisches System des Subjektivismus in der Kritik. Buttmann, der das Rätsel von den „vier Catilinaris“ mit der Verdammung der ersten gelöst zu haben glaubte, schreibt 1803 an Wolf (S. 331): „Meinen Sie nicht auch, daß diese Rede (die vermutlich Cicero ganz aus dem Stegreif machte), von einem römischen Geschichtsschreiber neu geschmiedet und seiner Geschichte einverleibt worden war, und daß nachherige Sammler der Reden Cicero's sehr froh waren, eine Lücke damit ergänzen zu können?“ Diese (für Cicero unrichtige) Vermutung hat hundert Jahre später durch den neugefundenen Kommentar des Didymos zu Demosthenes eine genaue Parallele bekommen. Didymos sagt (Col. 11 ed. Diels et Schubart 1904 mit den Verbesserungen von Crönert) über die XI. Rede des demosthenischen Corpus: „Es könnte jemand nicht unrichtig vermuten, daß die kleine Rede aus einigen Reden des Demosthenes zusammengestückt sei, und es gibt Leute die sagen, daß die Rede von Anaximenes von Lampsakos stamme, denn sie finde sich im VII. Buch seiner Geschichte Philipps fast wörtlich genau eingefügt.“ Für diese Rede dürfte dies tatsächlich zutreffen, die Angabe des Didymos ist dann aber von Wendland und Nitsche zur Verdächtigung weiterer Stücke des Corpus verwendet worden. Auch hier hat inzwischen eine rückläufige Bewegung eingesetzt (Pohlenz, Hermes 64, 1929, 41 ff.). Durchaus parallel ist auch das Problem des Verhältnisses der gehaltenen zu den für die Herausgabe redigierten Reden bei Demosthenes und Cicero.

¹⁵⁾ Sykutris und Maas, Hermes 63, 1928, 241 ff. Allgemein anerkannt wird auch die Rettung des Briefs des Speusippos an König Philipp als wichtiges politisches Dokument von Sykutris und Bickermann, Ber. d. sächs. Ak. 80, 1928, 3. Heft.

¹⁶⁾ Als vorbildliche Leistung dieser Art kann ich noch die eben erschienene Abhandlung von A. von Gerkan nennen: Untersuchungen am Ludovisischen und Bostoner Relief, Jahreshefte des österr. Archäol. Inst. XXV 1929, 125 ff. Er stellt unter absichtlicher Beiseitelassung der Stilkritik nur aus äußerlichen Indizien die Echtheit des vielumstrittenen Bostoner Reliefs wieder in Frage.

¹⁷⁾ Ein hübsches Beispiel, das etwa dem Problem der zweiten Ausgabe von Vergils Georgica entspricht, bietet Thümmels „Wilhelmine“ (1762), ein seinerzeit hochbewundertes Produkt, dem wir allerdings heute kaum noch Geschmack abgewinnen können. Er läßt in der zweiten, allein maßgebend gewordenen Auflage dem Pastor Sebalduß im Traum Amor erscheinen, um ihn zur Werbung um eine Jugendliebte, die

im Hofdienst lebt, aufzumuntern. „Da erschien Amor dem eingeschlummerten Priester, der über das Zudrängen dieses kleinen Unbekannten heftig erschrock . . . Amor . . . schüttelte seinen Köcher und sprach also zu ihm: „ . . . Vergib es mir, liebster Magister, daß ich hier deiner Unthätigkeit spottete! Hast du denn nie gehört und gelesen, wie oft die entschlossene und geschäftige Liebe Klöster gestürmt, Mauern erstiegen und sich nachgiebige Nonnen unterthan gemacht hat, die zu einem ewigen frommen Müßiggange verdammt waren; und du! du verzagtest, dem Hofe ein Mädchen zu entziehen, das von keiner eisernen Thüre verschlossen, von keiner Äbtissin bewacht, und von dem Klostergelübde weit entfernt ist, eine ewige Jungfrau zu bleiben?“ Auch ein aufmerksamer Leser wird den Rokoko-Amor zu der versteckt lüsternen Stimmung des ganzen „prosaisch-komischen Gedichts“ passend und die Bezugnahme auf die Nonnen bei dem sehr antikatholisch eingestellten Autor nicht auffallend finden. Keinesfalls aber wird er erraten, aus welchem unsprünglichen Zusammenhang die Nonnen stammen und an wessen Stelle Amor auf Anraten der Freunde Zachariae und Utz bei der strengen Durchsicht für die zweite Auflage treten mußte. In der ersten Ausgabe, die sehr schnell abgesetzt und bald aus dem Verkehr verschwunden war, hatte die Stelle gelautet: „Da erschien dem eingeschlummerten Dorfpfarrer jener große Verfolger des Papsts, der herzhaft Doktor Martinus; lebhaft erschien er ihm, wie ihn für alle künftigen Zeiten Lucas Kranach gemalt hat . . . Und der Schatten sprach also zu dem träumenden Magister: „Lieber Herr Amtsbruder . . . O schäme dich nicht, mir deine keusche Liebe zu gestehen! War ich nicht selbst der erste unter den Priestern, der es auf Paulus Verantwortung wagte, ein zärtliches Weib zu nehmen? Sollte einem Kenner der Kirchengeschichte, sollte dir unbekannt seyn, wie ich einst dem neidischen Kloster das schönste Fräulein entriß? Ach Katharina, Katharina von Bora! wie sehr beglückte deine Liebe mein einsames Leben! und du — du verzagst, dem Hofe ein Mädchen zu entziehen“ u. s. f. wie oben. Diese Änderung zog weitere durch das ganze Gedicht nach sich, da das Motiv der Traumerscheinung sich wie ein roter Faden durchzieht. Der Tatbestand ist zu entnehmen aus A. M. von Thümmels Sämtl. Werken, Leipzig, Göschen 1856, Bd. 7, S. 137 f. Bd. 8, S. 185.

18) In weiterem Sinn gehören hieher die großen Corpora, auf literarischem Gebiet z. B. das *Corpus medicorum Graecorum* und *Latinarum*, der *Catalogus codicum astrologorum Graecorum*, auf urkundlichem die der Inschriften und Papyri, die in dem gewaltigen jährlichen Zuwachs zu ersticken drohen. Dieser muß daher durch laufende Ergänzungssammlungen wie das *Supplementum Epigraphicum Graecum* und das Sammelbuch der Papyri aufgefangen und durch umfangreiche Indices, Prosopographien usw. der wissenschaftlichen Verwertung zugeführt werden.

19) E. Drerup, Aus einer alten Advokatenrepublik. Demosthenes und seine Zeit, 1916. Georges Cleinenceau [der Tiger], Demosthenes. Deutsch von A. Baur, Basel 1926.

²⁰⁾ Die Verdienste von Heinze und Norden um diese Rettung würdigt jetzt A. Körte in seinem Nachruf auf Heinze, Ber. d. Sächs. Akad. Bd. 81, 2. Heft 1929, S. 24 f.

²¹⁾ Man kann z. B. die Beobachtung machen, daß kühne sprachwissenschaftliche Hypothesen an inschriftlich auftretende Dialektformen geknüpft wurden, die sich bei der philologischen Nachprüfung als Lese- oder gar Druckfehler herausstellten. Für den Philologen wird es die erste Forderung sein, den Text einwandfrei herzustellen und dann erst vorsichtig die sprachliche Form zu erklären, womöglich innerhalb der Gesetze der griechischen und lateinischen Sprache, dann erst durch Sprachvergleichung, in der er nicht Fachmann ist. Eine gemeinsame Aufgabe für beide Wissenschaften wäre die Aufarbeitung der antiken grammatischen Schriften zu dem Zweck, die antiken bis heute nachwirkenden Sprachtheorien, z. B. von der Pathologie, geschichtlich zu erkennen, um sie zu überwinden. Es ist traurig, daß wir noch keine kleine Ausgabe der Grammatik des Dionysius Thrax haben, die zum Rüstzeug jedes Philologen und Sprachwissenschaftlers gehören sollte.

Ein Beispiel aus einem Grenzgebiet möge die verschiedene Einstellung beleuchten. Der sehr philologisch interessierte Sprachwissenschaftler Bechtel hat doch in seinen umfassenden Arbeiten über griechische Personennamen nicht in genügender Weise die philologisch-historisch zu erfassenden Familienzusammenhänge, sozialen Verhältnisse und die Volkspsychologie in Rechnung gezogen. Das habe ich schon in der Besprechung seiner Arbeit über die griechischen Personennamen aus Spitznamen, Berl. Philol. Wochenschr. 1900, 816 ff. geltend gemacht, ebenso lange hat Ad. Wilhelm dagegen Bedenken erhoben, zuletzt sehr eindringliche in den Jahresheften des österr. Archäol. Inst. XXV 1929, 59—65 gegen seine Behandlung der Frauennamen. Daraus erwächst den Philologen, wie er betont, die Pflicht einer regeren und vertieften Forschung auf dem Gebiet der Personennamen. Sie muß von geschlossenen, möglichst reichhaltigen lokalen Beständen ausgehen. Auf diese Weise kann z. B. das Fortleben des vor allem durch die erblichen Priesterämter getragenen politischen Einflusses der Adelsgeschlechter in den griechischen Demokratien erkannt werden (vgl. Philologus 71, 1912, 12 ff.). Man wird auch für unsere Zeit solche Forschungen nicht auf Grund von Adreßbüchern; sondern von Geschlechterbüchern treiben.

²²⁾ Einfluß auf die Textkritik sollte man den „Klauselgesetzen“ beim jetzigen Stand der Frage höchstens in der späten Kunstprosa, wo die Klauseln einer Gesetzmäßigkeit nahe kommen, zubilligen. Noch viel ungangbarer ist für die Echtheitskritik die neueste Methode der Schallanalyse, der man bei ihrem mit feinstem Sprachgehör begnadeten Schöpfer wohl einzelne Treffer zugestehen könnte, wie Rutengängern und Hellsehern, die aber ebendeshalb nicht auf eine Schule übertragen werden kann.

²³⁾ Dieser Beiname ist sehr viel erfreulicher als der sich immer mehr einbürgernde „Wissenschaft vom Spaten“. Ich habe in zwei Welt-

teilen viele Ausgrabungen im Gang gesehen und manche geleitet. Spaten habe ich dabei nur einmal selbst verwendet, beim Kastell Sulz a. N., wo eine Kastlecke in einer Wiese lag und daher der Rasen sorgfältig ausgestochen werden mußte, um beim Zudecken wieder eingesetzt zu werden. Sonst habe ich als Grabgerät überall nur die (meist doppelte) Spitzhacke (Pickel) gesehen und verwendet, und zum Entfernen der Erde aus dem Graben die Schaufel. Wer also den Namen aufgebracht hat, muß entweder keine Ausgrabung im Gang gesehen oder nicht gewußt haben, was ein Spaten ist. Aber der Unsinn übt ja immer die größte Suggestion aus.

24) Den Wert der Numismatik für die gesamte Altertumswissenschaft kann ich am besten durch ein Beispiel ins Licht setzen: Die *Res gestae divi Augusti*, ein welthistorisches Dokument ersten Rangs, können fast Satz für Satz durch Münzen erläutert werden. Eine sehr zu wünschende monumentale Ausgabe dieser „Königin der Inschriften“ könnte aufs reichste durch Inschriften, Münzen, Bild- und Bauwerke illustriert werden.

25) Beloch, Griech. Gesch. ² III 2 (1923), S. 5 und dazu meine Besprechung in der Histor. Zeitschr. Bd. 134, S. 556.

26) Was dabei herauskommen kann, wenn sie es ohne Föhlung mit der Philologie tun, mag ein tragikomisches Beispiel zeigen, auf das mich mein lieber Kollege Kalbfleisch hingewiesen hat: In der hippokratischen Schrift über die Einrenkung der Gelenke (περί ἁρθρῶν ἐμβολῆς) c. 8, II S. 123, Kühlewein, IV S. 98 Littré wird im Zusammenhang mit einer anatomisch-physiologischen Erörterung über das Grasfressen der Rinder ein Vers des Homer zitiert, der sich aber in unserer Ilias und Odyssee nicht findet, also wohl aus einem alten „wildem Text“ oder einem kyklischen Epos stammt, ὥς δ' ὁπότε ἄσπασιον ἔαρ ἤλυθε βοῦσιν ἔλξιεν. Diesen Vers gab Th. Beck in seinem Buch Hippokrates, Erkenntnisse, im griech. Text ausgewählt, übersetzt und auf die moderne Heilkunst vielfach bezogen, Jena bei Diederichs, 1907, ganz aus dem Zusammenhang gerissen, also medizinisch unverständlich, einfach mit der Überschrift „Homerischer Vers, der in unserem Homer nicht mehr vorkommt“, S. 92 deutsch, S. 93 griechisch mit Angabe der Fundstelle bei Kühlewein und Littré. Dabei passierte ihm noch ein doppeltes Mißgeschick. Einmal übersetzte er ἔλξιεν, über dessen Bedeutung bei Homer die Griechen später selbst im Unklaren waren, mit „krummfüßig“, während es wahrscheinlich „krummgehört“ bedeuten soll. Dann spielte ihm der Druckfehlerteufel einen Streich, den er erst im Druckfehlerverzeichnis gutmachen konnte, und so lautet denn seine Übersetzung S. 92 „Wie wenn der für die krummfüßigen Kinder willkommene Frühling kommt“. Becks Brevier benutzte als (nicht genannte) Hauptquelle der Professor der Medizin und Dichter Hans Much für sein Buch: Hippokrates der Große, Stuttgart-Berlin, Hippokratesverlag 1926. (Ein Philologe würde es zur Zeit nicht wagen, über Hippokrates ein exoterisches Buch zu schreiben). Der sinnlose Vers zog ihn mit magischer Kraft an. Ein pedantischer Philologe hätte nun auch auf

die rechte Seite geschaut und im Urtext $\beta\omicron\omicron\sigma\iota\nu \epsilon\lambda\iota\zeta\iota\nu$ gefunden, dann die Stelle nachgeschlagen und als unverwendbar ausgeschieden. Much aber kehrte in innerer Schau sein verirrttes Auge zur Sonne und schloß (S. 90 Anm.) aus dem Vers, daß der Einfluß der Sonnenbestrahlung auf die Rachitis der Kinder, ja (S. 142 Anm.) auch die Lichtbehandlung der Rachitis damals schon bekannt gewesen zu sein scheine. Sofort zitierte Prof. Pfaundler in einem Aufsatz über Rachitis als Winterkrankheit, Münch. Mediz. Wochenschr. 1927 I 722 den Vers aus Much, aber schon etwas vorsichtiger: „Dieser Vers würde sehr dafür sprechen, daß nicht nur die englische Krankheit schon eine griechische Krankheit war (cf. Ebstein sen.), sondern daß man damals auch schon den günstigen Einfluß der vorgeschrittenen Jahreszeit kannte.“ Den schönen Traum, der „in der Pädiatrie berechtigtes Aufsehen erregte“, zerstörten dann mit philologischer Hilfe zwei Mediziner, E. Moro und O. Körner in derselben Zeitschrift 1928 I S. 179 und 316 durch Aufdeckung des Mißverständnisses und seiner Quelle. Da dies aber wohl nicht so bekannt wird wie das von der medizinischen Presse begeistert aufgenommene Buch Muchs (s. ebenda 1927 I 248, ganz anders freilich von Seiten der ernsthaften Medizinhistorie, Mitteil. zur Gesch. d. Mediz. und der Naturwissensch. 26, 1927, 43 f.), so wird vielleicht die Sonne Homers noch weiterhin rachitische Kinder bestrahlen.

27) Die Juristen als Papyrologen mußten eine Zeit überwinden, wo manche von ihnen die neuen Texte nur vom juristischen Standpunkt ansahen und den Blick nicht über Ägypten hinausrichteten. Ein „Recht der Papyri“ gibt es nicht, der Jurist als philologischer Forscher muß die attischen und ciceronischen Gerichtsreden und die griechischen und lateinischen juristischen Inschriften studiert haben, ehe er selbständig an Papyrustexte herangeht. Dafür war der viel zu früh der Wissenschaft entrissene Josef Partsch ein leuchtendes Vorbild. Aber ebenso kann der Jurist vom mitforschenden Philologen verlangen, daß er das Corpus iuris studiert. Sehr hübsch hat sich darüber schon vor bald hundert Jahren der Dorpater „elegante Jurist“ Osenbrüggen ausgelassen, bei Süß a. a. O. S. 169—171.

28) Ich freue mich, in letzter Stunde notieren zu können, daß diese Auffassung auch von einem Altmeister der römischen Rechtsgeschichte, der von der Philologie zur Jurisprudenz gekommen ist, vertreten wird: B. Kübler, Philol. Wochenschr. 1930, 73 ff.

29) Immer erschreckender geht von Semester zu Semester der Prozentsatz der Studierenden der evangel. Theologie mit humanistischer Vorbildung zurück. Die Vollhumanisten sind z. T. schon in der Minderzahl und die Oberrealschulabiturienten, die also Latein, Griechisch und Hebräisch auf der Universität nachholen müssen, mehr als ein Drittel. Es wäre zu begrüßen, wenn einer unsrer großen Theologen, die ihr Ansehen als Forscher mit philologischer Methode in die Wagschale legen können, diese Entwicklung an der Hand der Statistik der Universitäten prüfen und daraus klar die Folgerungen für die fernere Gestaltung des Studiums oder der Vorbildung dazu ziehen wollte. Vor mir liegt

ein schönes Büchlein; Πάνθεον, Religiöse Texte des Griechentums, in Verbindung mit Gerhard Kittel und Otto Weinreich herausgeg. von Hermann Kleinknecht, Stuttgart 1929. Es ist, wofür schon der Name Weinreich bürgt, eine ausgezeichnete Sammlung von griechischen Texten zur griechischen Religion ohne jede Erläuterung oder Übersetzung, wunderbar geeignet zur Grundlage für religionsgeschichtliche Übungen reifer Philologie- und Theologie-Studierender. Aber als Zweckbestimmung gibt das Vorwort an, die Texte sollen einem Kurs „Griechisch III“ dienen, der nach einem Vorschlag im Kreis der ev. theol. Fakultäten zur Erörterung gekommen sei, nachdem für sie die Forderung des humanistischen Vollabiturs für die griechische Ergänzungsprüfung zugunsten eines „kleinen Graecum“ (nach zwei Semesterkursen für Realgymnasial- und Oberrealschulabiturienten) gefallen sei. Daß Theologiestudierende, die von dieser „Presse“ kommen, so schwere Texte lesen und verstehen könnten, ist eine schwere Selbsttäuschung der Fakultäten, die das gewiß in bester Absicht ins Werk gesetzt haben. Diese Entwicklung muß sich, wenn das Rad nicht bald von einer kräftigen Hand zurückgedreht wird, zu einer starken Differenzierung des deutschen ev. theologischen Nachwuchses von dem des Auslandes und vom kath. theologischen auswirken. Man kann sich denken, daß für den hiedurch mit der Zeit erzwungenen Verzicht auf streng quellenmäßigen akademischen Unterricht und schließlich auf quellenmäßige geschichtliche Forschung andere wertvolle Wissenschaftszweige einer modernen Theologie ausgebaut werden sollen, aber von einer entsprechenden Organisationsänderung der ev. theol. Fakultäten sieht man noch nichts.

30) Ein gewisses Schamgefühl hielt mich davon ab, in diesem Zusammenhang die Philosophie zu nennen, weil ich die griechische Philosophie, die Grundlage aller geschichtlichen philosophischen Forschung, als integrierenden Bestandteil der Philologie ansehe. Ich frage mich aber, ob ich es nicht doch hätte tun sollen, wenn ich lese, was Leisegang in einer Rezension, Philol. Wochenschr. 1929, 498 schreibt: „Die Beifügung der deutschen Übersetzung zu den wichtigsten Zeugnissen griechischer Autoren über Platons Stil macht die Benutzung dieser Arbeit auch denen möglich, die Platon studieren, ohne Griechisch zu können, und zu ihrer Zahl gehören ja heute schon Professoren, die über griechische Philosophie schreiben.“

Den Wert der Übersetzung neben dem Urtext müssen wir allerdings auch im esoterischen Schrifttum mehr erkennen und davon Gebrauch machen zur Selbstkontrolle für das richtige, scharfe Verständnis schwieriger Texte, namentlich von Urkunden in undurchsichtigen langen Perioden. Im exoterischen Schrifttum haben wir noch mehr die Pflicht, wie in der Blütezeit des Neuhumanismus (Wieland, Voß) wieder Ausgaben mit Urtext und Übersetzung gegenüber zu schaffen für den weiten Kreis der humanistisch Gebildeten und im späteren Leben noch Interessierten, die ein antikes Schriftwerk genießen wollen, ohne darin durch Schwierigkeiten des Verständnisses behindert zu werden. Ich habe mich darüber im Vorwort zu meiner

neuen Ausgabe der Mimiamben des Herondas mit Übersetzung, Leipzig bei Dieterich 1926, S. VIII ff. programmatisch ausgesprochen. Diese bei uns lange vernachlässigte Pflicht des Philologen ist ein wichtiger Bestandteil der alten Aufgabe des Humanisten als Professor der „Poesie und Eloquenz“ oder der „*litterae humaniores*“ oder „*elegantiores*“. Interessante Betrachtungen darüber knüpft Süß a. a. O. S. 293 ff. an seine kulturhistorische Studie über Karl Morgenstern als Typus des Eloquenzprofessors. Eine weitere Pflicht des Philologen in dieser Richtung, die Verfolgung des „Nachlebens der Antike“ bis in die Gegenwart, wird in neuester Zeit in erfreulichem Umfang geübt. Hier ist Gelegenheit zur Zusammenarbeit mit der neueren Philologie, die allerdings durch neuere Richtungen in dieser nicht gefördert wird.

³¹⁾ Die ersten Anzeichen einer rückläufigen Bewegung lassen sich schon beobachten. An Oberrealschulen, Reformrealgymnasien, Studienanstalten (Mädchenlyzeen mit Abitur), Aufbauschulen wird in steigendem Maß in den Oberklassen Latein eingeführt, also das Bildungsbedürfnis dafür anerkannt. Was man aber von den Erfolgen dieses späten Lateinunterrichts (immer noch nicht so spät wie die Ergänzungskurse auf der Universität) hört und sieht, ist sehr niederdrückend. Das Latein gehört eben nicht nur als Grundlage und Vorschule der modernen Sprachen und als logische Schulung in die Unterklassen, sondern auch, weil nach alter Erfahrung seine Regeln und Vokabeln, dieses Grundgut aller Kultursprachen, sich am besten in das kindliche Gedächtnis einprägen. Hoffen wir also, daß die praktische Vernunft sich bald zu der Forderung eines Gutachtens aus der Technischen Hochschule Darmstadt durchringt: Nur zwei Formen höherer Schulen, eine humanistische und eine realistische, beide mit Latein als Unterbau. Dadurch wird auch der Übergang in eine andere Schulart, wenn Begabung und Neigung sich klarer erkennen lassen, viel leichter. Dringend zu fordern ist eine möglichst frühe objektive Beratung der Eltern in den einzelnen Schularten über die Bedingungen der Vorbildung für bestimmte Berufe, zu denen die Kinder neigen. Es sind mir Fälle aus verschiedenen größeren Städten bekannt, wo alle höheren Schularten vertreten waren und die Wahl also freistand, daß junge Leute, die Theologie studieren wollten, ahnungslos die Oberrealschule wählten und nicht darauf hingewiesen wurden, daß sie sich dafür nicht eigne. Für einen solchen Wettbewerb der Schularten ist die Zukunft unserer Jugend und unserer Berufe doch zu wichtig.

³²⁾ Leopold Schmidt, Der philologische Universitätslehrer, seine Tadel und seine Ziele, Marburg 1892, S. 24.

³³⁾ In einer historischen Studie „Nikias und Xenophon von Kos“, Histor. Zeitschr. Bd. 125, S. 189—247, habe ich zu zeigen versucht, wie abgerundete Lebensbilder von Persönlichkeiten im Halbdunkel der Geschichte durch Ausschöpfung aller Quellen der Altertumswissenschaft gestaltet werden können. Wie plastisch kann erst ein Leben wie das Ciceros dargestellt werden, wo alle diese Quellen in reichster Fülle sprudeln!

